№ 14–15. Jüdisches 1885.

Familien-Blatt.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Inhalt:

„Um Mitternacht".

(Zu Peßach).

ויהי בחצי הלילה (2. B. M. 12,29).

Die Sonne hat den Tageslauf vollendet,
Nur glüht am Himmel noch ein Purpursee;
Auch der verbleicht, und schwachen Strahl nur sendet
Der Sterne Schaar hernieder aus der Höh'.
Ein Sturm, der sich erhob mit wildem Grollen,
Hat' eine Wolkenhüll' herbeigebracht;
Die Erde gleichet einem finstern Stollen
„Um Mitternacht".

Blitzt nimmermehr mit freundlichem Gesichte
Ein Morgen auf in holder Fröhlichkeit? —
Ja wohl, es leget ab im neuen Lichte
Die Erde bald ihr düst'res Trauerkleid.
Da sie am fernsten war vom Sonnenblicke,
Ward wieder von der Sonne sie bedacht;
Aus fernster Zone kam die Sonn' zurücke
„Um Mitternacht". — — —

Verzweiflungsvoll in schweren Sklavenketten
Seufzt' Israel in der Egypter Land;
Nicht regte eine Hand sich, es zu retten,
Schon jeder Hoffnungsstrahl dem Volk entschwand.
Für ewig schien's der Sklaverei geweihet . . . .
In höchster Noth erschien die Gottesmacht
Und hat es aus dem Sklavenjoch befreiet —
„Um Mitternacht".

Und wolltest jemals Du, mein Herz, verzagen,
Weil Deinen Horizont die Nacht umfließt?
O sei gewiß: es wird ein Morgen tagen
Der glückverheißend Dich auf's neue grüßt!
Verdunkeln Dir sich jedes Glückes Sterne,
O zweifle nicht, daß Gottes Auge wacht — — —
Stets kommt zurück die Sonn' aus weitster Ferne
„Um Mitternacht".

Dr. J. Goldschmidt-Weilburg.

Judith, oder das Perlenhalsband.

Erzählung aus dem russisch-jüdischen Leben.

Von Emilia P . . . . . r.

(Fortsetzung.)

VI. Der Brief.

Selbstverständlich konnte die Gefangennahme der schönen Judith, sowie die ihres so weit- und hochgeschätzten Vaters, oder richtiger gesagt dessen geheimnißumwebtes Verschwinden, nicht unbemerkt bleiben. Sie rief sogar eine ganz außerordentliche Aufregung in fast ganz Odessa hervor, doch gelang es weder der unglücklichen Familie, noch deren ausgebreiteter Bekanntschaft, noch anderen, höher gestellten Persönlichkeiten Näheres in Erfahrung zu bringen. Barsch und kurz wurde man zurückgewiesen mit der einfachen Bemerkung: „Was auf höheren Befehl geschehen, entziehe sich jeder Rechenschaftsgebung" — und dies sagte zugleich genug, um die erregten Gemüther zum Schweigen und zum Abstehen von weiteren Schritten zu bringen. Man schüttelte die Köpfe, man staunte und fand es fast unmöglich, Samuel in Verbindung mit einer so niedrigen Handlungsweise zu glauben, aber man konnte den Gerechtigkeitssinn des Czaren Nicolaus nicht anzweifeln und mußte sich begeben.

Anders stand es mit Judith. Bezüglich dieser zeigte man sich nachgiebiger, gab man zu verstehen, daß ihr gegen eine ziemlich hohe Caution die Freiheit wieder gegeben werden würde, wenn man sich auch freilich eventuell die Ueberwachung ihres Thun und Handelns vorbehielte. Die kluge, geldgierige Fürstin hatte richtig spekulirt. Die Judenschaft Odessa's veranstaltete sogleich eine Sammlung. Doch auch wohlgesinnte Christen steuerten bei, in kurzer Zeit war eine hohe Summe beisammen und floß in die nimmersatte Schatulle des fürstlichen Hausstaates. Im Triumph wurde Judith nach Hause geleitet. Jeder wollte das schöne Judenmädchen sehen, und Jeder, der es sah, war überrascht ob der lieblichen Erscheinung, gerührt ob des kummervollen Ausdruckes, der diese jugendlichen Züge verdüsterte. Die wenigen Tage der Gefangenschaft hatten die zarten Rosen auf ihren Wangen gebleicht, dunkle Ringe umgaben die großen, nur matt-leuchtenden Augen. Endlich lag sie in den Armen der schwergeprüften Mutter. Rebecca schien um zehn Jahr älter geworden, das plötzliche, große Leid hatte sie hart mitgenommen. Stumm preßte die sonst so Redselige die Tochter an ihr Herz, drückte sie allen Freunden die Hände, stumm und thränenden Auges. Nur ein flüchtiges Lächeln erhellte momentan die bleichen Züge Judith's, als sie Mutter und Geschwister und das traute Heim wieder begrüßte, aber bald fielen ihre Augen auf jenen, jetzt leeren Platz, auf dem Samuel stets zu sitzen gepflegt, von dem aus sein mildes Auge, sein lächelnder Mund sie immer getroffen und gegrüßt und mit dem lauten Aufschrei: „O mein Vater, mein Vater!" brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, und ein Strom von Thränen ergoß sich aus ihren Augen und badete ihr Antlitz in einer Schmerzensfluth. Judith weinte selten, jetzt aber an dem Sessel ihres Vaters hinsinkend, und das Angesicht in ihren Händen bergend, weinte sie herzbrechend. Leise entfernte sich die herbeigekommene Freundschaft und Nachbarschaft, denn einen wirklichen Trost hatte ja Niemand für das arme Mädchen und dessen Familie. Aber Judith war auch eine elastische und bei all' ihrer Sanftmuth und Zartheit thatkräftige Natur, und als sie sich daher wieder mit Mutter Rebecca allein sah, die still vor sich hin weinte, da sprang sie auf, trat zu dieser hin und sagte mit leiser Stimme, aber mit dem Ausdruck der Entschlossenheit:

„Mutter, ich werde den Vater retten, werde ihn suchen, finden und befreien, glaube mir".

„Unmöglich, Kind!" und Rebecca schüttelte jammernd das gebeugte Haupt. „Deine Schritte werden bewacht, keinen Augenblick läßt man Dich aus den Augen."

„Nur am Tage nicht, Mutter," tröstete Judith, „die Nacht aber ist der Unglücklichen Freundin, und ich habe auch noch Freunde und Jehovah wird meinen Bitten Gehör schenken und mich beschützen".

„Nein, nein, stürze Dich nicht in neue Gefahren, mein Kind, ich bitte Dich!“

„Sorge nicht, Mutter, ich werde auch aus diesen unversehrt hervorgehen, wie bisher. Vater lehrte mich beten, warten und vertrauen, dem Allmächtigen empfehle ich mich, dem starken Gott unserer Väter, er wird Erbarmen mit uns haben, und mich nicht verlassen“.

Verklärten Angesichts faltete sie die Hände zum stillen Gebet. Da küßte Rebecca ihr muthiges Kind und sagte feierlich: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, der Mutter Segen dazu, muß Dir Schlösser und Paläste bauen, Judith; möge Jehova sich seiner Gerechten erbarmen.“

Judith aber lächelte und fühlte sich stark und hoffnungsreich in ihrem Vertrauen. Und sie sollte sich nicht in diesem getäuscht haben, denn wunderbar sind die Wege der Vorsehung! —

Wenige Tage nach diesem Gespräch, — Judith saß grübelnd und sinnend, wie nun zumeist, am Fenster und schaute hinüber, hinunter nach dem Hafen und seinem bunten Treiben — trat plötzlich ein fürstlicher Diener in das Wohngemach. Hastig schreckte Judith zusammen, doch als sie Schamyl, den jungen Tscherkessen, erkannte, lächelte sie ihm entgegen, und ein Hoffnungsstrahl blitzte in ihren ernsten Augen auf. Zu ihm, dessen Mitleid sie empfunden, hatte sie einiges Vertrauen gefaßt. Als er sie damals im Vorgemach bewachen mußte, hatte er theilnahmsvoll mit ihr gesprochen, und sie hatte ihm von einem Freunde erzählt, einem Offizier, der dem Belagerungscorps vor Silistria angehöre, und auf dessen Beistand sei für ihren Vater und sich hoffe.

„Ich denke der Offizier klagt Euch so übel an?“ fragte sie damals Schamyl überrascht.

„O, nicht er, nicht er!“ haftete Judith hervor, „das ist“ —

„Michael Gregorowitsch, wie?“ fragte Schamyl.

Judith nickte. Schamyl überlegte.

„Und warum, wenn Ihr doch unschuldig zu sein vorgebt?“ forschte Schamyl weiter.

Judith zögerte. „Ich weiß es nicht“, sagte sie dann erröthend.

Schamyl sann nach. „Aber ich!“ frohlockte er. „Und der Andere, wie heißt er?“

„Kann ich Dir trauen?“ gegenfragte Judith.

„Wie einem Todten!“ betheuerte Schamyl.

„Graf Urugiewo“, hauchte Judith ihm in's Ohr.

„Ah!“ machte Schamyl. „Du willst an ihn schreiben?“ fügte er hinzu.

„Ich möchte,“ nickte Judith kleinlaut.

„Habe nur Geduld und Alles wird sich machen lassen“, tröstete sie damals Schamyl.

Doch da kamen die herbeigerufenen Beamten, die Judith in's Gefängniß abzuführen hatten.

Die kurze Zeit der Gefangenschaft hatte den Schreibeplan nicht zur Ruhe gebracht. Um so freudiger begrüßte Judith jetzt Schamyls Erscheinen. Doch was war das? Er hielt einen Brief in der Hand. Ein Zittern tiefster Erregtheit überfiel Judith, die Stimme versagte ihr. Schamyl bemerkte Alles.

„Ruhig, Mädchen!“ begütigte er.

„Du hast einen Brief, Schamyl, rede!“ beschwor ihn Judith.

„Ja“, bestätigte Schamyl.

„Vom Kriegsschauplatz?“

„Ja“, fuhr Schamyl lächelnd fort.

„O gieb!“ flehte Judith mit heißem Erröthen.

Schamyl zögerte. Er war nicht ganz frei von Besorgniß. Durch seine Hand gingen alle Briefe, ehe sie in des fürstlichen Paares Hände gelangten. Als treuer Diener unterwarf er sie natürlich alle einer äußern Durchsicht und Adressenprüfung. Fürst Murawieff hatte eine Anordnung getroffen, nach welcher alle etwaigen einlaufenden, an Judith Nasaroff gerichteten, Briefe ihm persönlich unterzubreiten seien. Man hielt ja Judith doch im Stillen für keine Lügnerin und fürchtete, daß sie noch in irgend welcher Verbindung mit dem Grafen Urugiewo stehen, oder Mittel und Wege eine solche zu bewerkstelligen finden könnte. Schamyl wußte um dies Alles und mehr. Aber Schamyl hatte ein Herz für Verfolgte und Unterdrückte, und Schamyl, der Tscherkessen-Fürstensohn, war eifersüchtig auf Michael Gregorowitsch, wie Fürst Murawieff selbst, denn er hatte der Fürstin Geneigtheit für den jungen Offizier und ihre Eingenommenheit wohl bemerkt. Ja, er haßte sogar den kecken Russen, der ihn jedesmal bei seinen Besuchen mit soviel Geringschätzung zu behandeln gewagt, ihn mißachtete und dies vor der Fürstin Augen und Ohren. Diese beide Regungen bestimmten sein Handeln mehr als Einsicht und Klugheit und als daher am Morgen dieses Tages sein Auge unter den eingelaufenen Briefschaften ein an Judith Nasaroff in Odessa adressirtes Schreiben bemerkte, steckte er es mit der Absicht, es ihr einzuhändigen, sogleich zu sich. Doch jetzt so nahe der That kamen ihm plötzlich sehr naheliegende Bedenken. Wie, wenn er der Fürstin, seiner Gebieterin, und sich dadurch schadete? Ah bah, Judith wollte ja nur ihren Vater befreien, ihn würde sie ja nicht verrathen, sie war zuverläßig. Und wer weiß, vielleicht, wenn die Fürstin in Noth . . . . Schamyl war jung, verliebt, stolz, hoffnungsvoll, die kühnsten Pläne schreckten ihn nicht, die Verwirklichung der rosigsten Träume erschien ihm nicht unmöglich, und der Haß that das Weitere. Er streckte seine Hand aus und — jubelnd drückte Judith ihre kirschrothen Lippen auf den knitterigen Umschlag.

„Tausend Dank, Schamyl!“ rief sie aus und ihre bebenden Hände öffneten das Schreiben.

„Er ist von Deinem Freunde?“ fragte Schamyl.

„Ja!“ stieß Judith lesend hervor und die Hand auf ihr stürmisch-pochendes Herz drückend.

Nun wartete Schamyl ruhig bis sie zu Ende gelesen. Judith's Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, nur mühsam unterdrückte sie ein Schluchzen.

„Was ist, was giebt es?“ fragte Schamyl erstaunt.

„O, er!“ schluchzte jetzt Judith.

„Nun?“

„Liegt verwundet.“

„Schwer, gefährlich?“

„Es scheint, denn wie ein Abschied klingen diese Zeilen, ein Abschied für immer!“ hauchte Judith.

„Schriebst Du ihm?“

„O, wie konnte ich, bewacht von allen Seiten!“

„So gedachte er Dein von selbst auf seinem Schmerzenslager?“ forschte Schamyl interessirt.

„Ja, o ja! Er kennt den rachsüchtigen, tückischen Charakter des Michael Gregorowitsch, und fürchtet für mich und für den Vater, der Edle!“

So stotterte Judith unter Schluchzen hervor.

„Und was räth er Dir zu thun?“ fragte Schamyl theilnahmsvoll, doch mit praktischem Verständniß.

„Mich an seinen Vater zu wenden, mit Berufung auf dies Schreiben, denn ihm selbst Ausführliches zu berichten, dazu sei er nun nicht im Stande.“

„O Schamyl“, fügte das weinende Mädchen flehend hinzu, „hilf mir, stehe mir bei, wie bisher, ich bitte Dich, denn ich muß fort von hier, weit fort!“

„Und wohin willst Du?“ fragte Schamyl bestürzt.

„Zu seinem Vater“, versetzte Judith gesenkten Blickes.

„Nach Petersburg?“

„Nein, nein!“

In ihrer Erregtheit warf sich Judith vor dem Jüngling auf die Knie. „Hilf mir, ich beschwöre Dich!“ bat sie herzerweichend.

Und Schamyl ward erweicht. Er sann nach.

„Hast Du vielleicht Verwandte in Kiew?“ fragte er.

„Ja, o ja!“ bestätigte Judith verwundert.

„Sehr gut!“ lächelte Schamyl geheimnißvoll.

„Was sinnst Du, sprich!“ drängte Judith.

„Nichts Böses, aber Schlaues," versetzte der Jüngling mit wichtiger Miene. „Höre! Ich werde der Fürstin vorstellen, daß Dein Hiersein, trotz aller Bewachung, gefährlich, daß Du Dich von hier aus leichter mit Deinem Freunde, jenem anderen Offizier, in Verbindung setzen, ja vielleicht gar zu ihm flüchten und ihn um seinen Schutz, seine Vermittelung angehen könntest. Weiter werde ich ihr sagen, daß Du viele Freunde, ja den größten Theil der Einwohnerschaft Odessa's auf Deiner Seite hast, und daß Du allenthalben beste Unterstützung für Deine Pläne finden würdest" —

„O Schamyl", unterbrach ihn hier Judith, „und darfst Du denn so mit der Fürstin sprechen?"

„Ich!? O gewiß!" warf sich dieser in die Brust. „Ich besitze ihr Vertrauen, ich bin mehr als ein bloßer Diener weiß um Alles, doch höre weiter. Die Beamten die Dich selbstverständlich dorthin begleiten werden, — einer genügt schon, der ich aber, als zu jung dazu, und um keinen Verdacht zu erregen, nicht sein darf, — kaufen wir uns, denn Rußland ist das Land der Bestechlichkeit, besonders in seinem Beamtenthum und Fürst Murawieff ist seit einiger Zeit verdammt knauserig geworden" —

„Mit Freuden opf're ich Alles, was ich besitze, Schmuck und Kostbarkeiten!" rief Judith lebhaft dazwischen.

„Nun siehst Du, so sind wir einig. Kurz vor Kiew hat Dich Dein Begleiter zu verlassen, jede weitere Maßregel zu unterlassen, im Gegentheil Deine Wege zu ebnen. Nur Eines mache mir zur Bedingung" —

„Alles, was Du willst, Schamyl!" fiel Judith ein.

„Dein Weggang von Kiew muß einem Verschwinden, einer Flucht gleichen".

„Sicher, Schamyl. O, ich verstehe!" nickte Judith.

„Doch willst Du mir nun den Namen Deines Freundes nennen?"

„Besser nicht, guter Schamyl, um Deinetwillen, damit Dir eventuell eine Lüge erspart bleibt," versetzte Judith mit erglühendem Angesicht.

„Nun, wie Du willst. Also abgemacht und mache Dich reisefertig und sorge Dich nicht, Schamyl hat noch immer Wort gehalten; alles Andere ist Deine Sache. Lebe wohl und viel Glück zu dem Schweren, das Du beginnst".

„O wie soll ich Dir nur danken!" rief Judith mit überströmendem Herzen.

„Ah bah, wenig genug ist's, was ich für Dich thun kann und that, und eigene Interessen spielen dabei, Mädchen, ich mache mich schon selbst bezahlt," lachte Schamyl, drückte Judith's dargereichte kleine Hand, und war im nächsten Augenblick ihren Blicken entschlüpft. Dafür schaute Mutter Rebecca's ängstlich-neugieriges Gesicht herein.

Mit Ungeduld hatte sie der langen Unterredung gelauscht, ohne jedoch klug geworden zu sein.

„Gott, Gerechter, Kind, was brachte Dir der braune Steppensohn, was wollte, was suchte er?" fragte sie, die fetten Hände zusammenschlagend.

Judith wehrte sanft mit der Hand.

„Später, Mutter, später, bitte Mutter lass' mich jetzt, ich muß mich erst fassen und sammeln".

„O Gott, o Gott, neues Unglück also!?" jammerte Rebecca.

„Nein, nein, Mutter, Gutes, doch bitte!"

Und Judith barg ihr Gesicht in den Händen, zum Zeichen, daß sie jetzt nicht reden könne, Mutter Rebecca aber schlich sich kopfschüttelnd hinaus indem sie murmelte: „Sonderbares Kind, ganz sein Ebenbild, so klug und so verschwiegen!"

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so zog Judith den Brief des Grafen hervor, und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. Ihre Augen hafteten leuchtend auf der Ueberschrift: „Theures Mädchen", und durchflogen dann die nachstehenden Zeilen wieder und immer wieder, bis heiße Thränen sie verdunkelten, die schönen Sterne, und die herabrollenden Thränen die theuren Schriftzüge zu beschädigen, zu verwischen drohten. Kindesliebe und die Liebe zu dem edlen Christen, der ihr reines, volles Herz gewonnen, kämpften einen schweren Kampf miteinander. Doch erstere siegte, mußte siegen, war doch der letzteren Hoffnungslosigkeit in ein erhöhteres Stadium getreten.

„Wenn ich glücklich wiederkehre, ist er vielleicht längst todt und begraben," flüsterte Judith in sich hinein mit bebenden Lippen und bei dem bloßen Gedanken erbleichenden Wangen.

„Danken muß ich ihm mit einigen Zeilen", sann sie weiter, „Schamyl — ach, nein, nein, — erst von Kiew aus kann ich es unbesorgt thun".

Nun aber kniete sie nieder, faltete die Hände und sandte inbrünstige Gebete zu dem Gott ihrer Väter, rief ihn an mit dem geheimen Namen (Schemhomphorasch, der Wunderkräftige), damit er Wunder geschehen lasse, ihn rette und erhalte, der sie gerettet, und daß sie ihn nur einmal noch wiedersehen könne, nur noch ein einziges Mal.

Gefaßter erhob sie sich und suchte Mutter Rebecca auf. Sie gab ihr nur die allernöthigsten Aufklärungen und machte sie mit ihrem unwiderruflichen Entschluß bekannt. Rebecca staunte, jammerte, frohlockte, alles durcheinander, widerstrebte aber natürlich nicht, und leistete der entschlossenen Tochter hilfreiche Hand in allen Dingen und Vorbereitungen, deren diese benöthigte.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Silhouetten aus Galizien.

Von Nathan Samuely.

XVIII. „Nur nicht jüdisch!"

(Fortsetzung.)

Allein im Verlaufe der Zeit fand sich endlich doch einer, der das Räthsel der Sphinx zu lösen wußte.

Eines Jahres nämlich befand sie sich mit ihrem Vater in einem deutschen Curorte zur Sommerfrische. Da gewahrte sie unter den Gästen das leibhaftige Bild ihres Ideals einen blondgelockten Jüngling, schlank wie eine Palme mit tiefblauen Schäferaugen, dem allerniedlichsten Schnurrbärtchen, das je die Oberlippe eines Mannes geziert und ach, welche Tournüre, welcher rhytmische Gang, welch' eine anmuthige Verbeugung, wie ausgesucht und geschmackvoll gekleidet, frisch, leicht, würzig, förmlich wie aus dem Ei geschält — kein Zug in ihm verrieth den Juden! Und dennoch war er ein Jude — der Sohn eines jüdischen Fabrikanten in Deutschland. Der Vater glaubte kaum seinen Ohren, als ihm seine Tochter die Turandot eines Tages eröffnete, daß dieser junge Mann vollkommen ihrem Ideale entspreche. Eine leise Andeutung von ihr galt ihm als Gebot. Er suchte bald die Bekanntschaft des jungen Mannes zu machen, ihn dann seiner Tochter vorzustellen und zugleich ihn in aller Höflichkeit zu sich ins Hotel zu laden. War einmal der Vogel ins Garn gelockt, war es nunmehr Sache der Tochter ihn mit den Strahlen ihrer schönen Augen und mit den feinen Fäden der Koketterie zu umspinnen, was ihr auch vortrefflich glückte. Es war aber auch kein schlechter Vogel, den sie eingefangen hatte.

Alfons Epstein — das war der Name des jungen Mannes — war der einzige Sohn eines reichen, jüdischen Fabrikanten in Berlin. Alle Sorgfalt, die nur reiche Mittel und gute Talente möglich machen, wurde auf seine Erziehung verwendet. Mit einem auffallend schönen Aeußern verband er die manierlichsten Umgangsformen, eine reiche intensive Bildung, natürliche Begabung, viel Herz und Gemüth und war nebenbei die ganze Seele des großen Geschäftshauses seines Vaters.

Wie einen solchen jungen Mann, ausgerüstet mit allen jenen glänzenden Eigenschaften, ein Mädchen wie Olga fesseln konnte? Das ist allerdings eine nicht unbegründete Frage; allein die Jugend läßt sich leicht durch körperliche

Vorzüge und Zaubermittelchen der Koketterie blenden und irreführen. An Jugendreizen fehlte es in der That der schönen Olga nicht und sie verstand mit diesen noch besser, als ihr Vater mit seinem Gelde zu wuchern. Der kecke Aufwurf ihres schwellenden Rosenmundes, das Zurückwerfen ihres schönen Köpfchens, was eine gar reizende Verwirrung unter ihren schwarzen, wogenden Locken hervorbrachte, der schmachtende und zugleich glühende Blick, mit welchem sie Einen ansah, das harmonische, scheinbar absichtslose Wiegen ihres schlanken, formenreichen Oberkörpers, die graziöse Haltung beim Clavierspielen, die ihr unfertiges, nur sehr lückenhaftes Spiel vergessen machte, ihre einschmeichelnde Stimme, ihr schalkhaftes Lächeln — alle diese Vorzüge konnten gar nicht verfehlen, einen jungen Mann, wenigstens für kurze Zeit, zu blenden.

Immer häufiger fing er an, das Haus zu besuchen, war der stete Begleiter der schönen Olga, machte in ihrer und in der Gesellschaft ihres Vaters Ausflüge in der Umgegend und oft verrieth er ihr auch seine Neigung durch eine zarte Aufmerksamkeit, durch eine Blume, die er für sie pflückte, oder sonst einen andern Beweis liebevollen Entgegenkommens. Sie wieder ihrerseits versäumte nicht, die kostbare Zeit gut auszunützen, ihn durch alle ihr zu Gebote stehenden Kunstmittelchen zu gewinnen, zu fesseln, zu erobern.

War einmal das Verhältniß im guten Gange, dann ließ es auch der Vater Olga's nicht an einem entscheidenden Schritte fehlen. Er ließ ihm nämlich durch eine Mittelperson andeuten, daß er um die Hand seiner Tochter anhalten möge, was gewiß nicht fehlschlagen würde, weil er sowohl die Sympathien der schönen Olga, als auch die ihres Vaters besitze.

Alfons Epstein merkte bald, daß diese ihm von jener Mittelperson gemachte Andeutung von dem Vater Olga's beeinflußt sei. Dieses gewährte ihm sogar eine innere Freude, denn er nahm es mit Olga sehr ernst, jedoch hielt er es für verfrüht, sich ihr zu erklären, ehe er sie in ihrem Heim, mitten in ihrer Umgebung kennen gelernt hatte. Etwas mußte ihm denn doch an ihr aufgefallen sein, was er sich freilich in seiner augenblicklichen Verblendung selber nicht zugestehen wollte. — Er beschied daher jene Mittelperson mit der Antwort, daß er in dem nächsten Dezember in Galizien eintreffen werde, um mit seinen dortigen Kunden neue Geschäfte abzuschließen, wobann er dem Herrn Bruckmann seine Aufwartung machen und bei dieser Gelegenheit sein Glück bei seiner Tochter, der schönen Olga, versuchen werde. Inzwischen wolle er die Einwilligung seiner Eltern, für diesen Schritt, einholen, die ihm gewiß gegeben werden würde, weil ja seine Eltern ihm oft wiederholt hätten, daß sie ihm im Bezug der Wahl einer Lebensgefährtin, vollständig freie Hand lassen.

Auch Olga gegenüber unterließ er es nicht, fallen zu lassen, daß er sich unendlich auf seinen Besuch in Galizien freue, der schon im nächsten Dezember stattfinden sollte, weil ihm dadurch das Glück gegönnt sein werde, sie in ihrem Heim zu besuchen und sich — wer weiß — vielleicht gar lange, lange Zeit an ihrem Umgange zu ergötzen.

Unterdessen verstrich die Zeit der Sommersaison und es nahte der Tag der Abreise heran. In einem und demselben Tage verließ Bruckmann und seine Tochter und auch der junge Epstein den Sommeraufenthalt. Olga, die für Epstein in Liebe erglühte, fiel die Trennung von ihm sehr schwer und auch ihm war dieselbe durchaus nicht leicht — aber wie lange ist es noch bis zum Dezember, kaum vier Monate!

Liebeglühend, liebetrunken, kehrte Olga nach Hause zurück. Ihr Ideal, das sich bald erfüllen sollte, füllte den ganzen Kreis ihres Daseins aus, war Gegenstand ihres Denkens und Träumens, ja sie war so sehr in dem Gedanken an ihn beglückt, daß sie Befriedigung darin suchte, bald den Tag nach ihrer Ankunft, Anstalten für seinen Empfang zu treffen. Sie schaffte neue, prachtvolle Möbelstücke an, schmückte die Wände mit theuern Bildern und Spiegeln und wendete alles nur Mögliche an, ihre Umgebung zu verschönern. Unterdessen vergaß sie auch nicht an der Erziehung ihrer Eltern, jetzt weniger als je, weil es ihr darum ging, daß diese sich dann keine Blöße geben. Die Mama brachte es durch Fleiß und Aufmerksamkeit so weit, daß sie das „Töchterchen“, richtig und geläufig aussprach, war es ja auch ihr darum zu thun, in den Augen des Bräutigams ihrer Olga, als eine echte Madame Jeanette zu erscheinen. Die letzten Spuren von „Jüdischkeit“ wurden mit großem Eifer aus dem Hause fortgeschafft. Mama that dagegen nicht den mindesten Einspruch. Nur von den Messus, die auf Anordnung Olgas, ebenfalls entfernt werden sollten, konnte sich die Arme nur mit bangem Herzen trennen, weil sie durch das Verschwinden dieser Amulette aus dem Hause allen bösen Geistern Thür und Thor geöffnet sah — allein was konnte ihr alles Sträuben helfen? Olga hielt fest an ihrem Wahlspruch: „Nur nicht jüdisch!“

Inzwischen schob sich Monat nach Monat fort. Der Winter kam ins Land, mit ihm der November, der Dezember, die Weihnachtsfreuden und mitten unter ihnen, die für Olga allergrößte Freude — Alphons Epstein.

Alphons Epstein versäumte nicht, wie sich gebührt, am Tage seiner Ankunft, der Familie Bruckmann, den Vormittagsbesuch abzustatten.

Wie pochte das Herz der schönen Olga, liebeglühend, bei seinem Anblicke. Er ist doch ein wahrer Goldmensch, dieser Epstein! Welche Anmuth in Miene und Bewegung, welcher weltmännische Schick, wie zierlich seine Verbeugung, wie wußte er Mama so fein das schwielige Händchen zu küssen, daß diese dasselbe stundenlang in der Tasche versteckt hielt, damit der würzige Hauch des Kußes von demselben nicht auswittere. Wie verstand er es so manierlich vor einer Dame zu sitzen, wie sie zu unterhalten und wie wußte er die genau vorgeschriebene Zeit einer Staatsvisite einzuhalten, nicht eine Sekunde mehr oder weniger, alles wie abgezirkelt — er ist ein Prachtmensch, jeder Zoll ein Christ!

Natürlich war es, daß er von Papa und Mama für den Abend eingeladen wurde, was schöne Olga durch einen schmachtenden Blick ihrerseits unterstützte.

Nach seinem Weggehen war es ihr als bestände der ganze Fußboden aus lauter Sprungfedern, so sehr schien dieser unter ihren Füßen sich zu heben und sie auf jeden Schritt lustig emporzuschnellen.

„Unmöglich Papachen, ich sage Dir unmöglich!“ jauchzte sie und Papachen mußte sich ihren Armen überlassen, die sie freudig um ihn schlang.

„Aber was unmöglich, närrisches Kind?“

„Unmöglich!“ fuhr sie jauchzend fort, „nicht wahr Papachen, es ist unmöglich, daß Epstein ein Jude ist — dieser Gang, diese Haltung, diese Zierlichkeit, dieses Schmucke in seinem Wesen — nicht wahr Papchen, unmöglich?“

„Dann wäre es auch nicht möglich, daß Du eine Jüdin bist!“ schmeichelte ihr Papachen.

„Ich eine Jüdin!“ lachte sie laut, „köstlicher Gedanke, ich eine Jüdin! Wenn alle so wären, wie ich eine bin! Na — aber sprechen wir von etwas Gescheiterem — wird er bei Nacht kommen?“

„Kind, Du hast's ja gleich mir gehört, freilich wird er kommen!“

„Dann Papachen muß ja etwas geschehen!“

„Was?“

„Daß wir bei Nacht glänzende Gesellschaft haben, damit er sehe, mit wem wir hier verkehren — nicht Papachen?“

„Das hast Du recht, ich will sofort dafür sorgen“, sagte Papachen, in welchem bei ähnlichen Dingen sich immer der alte Kellner regte. „Ich gehe schon“, fuhr er fort, sich zum Gehen anschickend.

„Aber Papachen“, rief sie ihm nach „bitte nur keinen Juden — lauter christliche Gesellschaft!“

„Kind! Du redst ja heute ganz närrisch!“ empörte sich Papachen, „was fällt Dir ein, ich werde mir Juden herladen? — wann habe ichs je gethan? Heute Nacht sollen sich hier alle Honoratioren der Stadt einfinden: Adjunkt Werbel sammt Frau, Auskultant Griewow sammt Frau und beide Töchter, Stadtkassier Breunow sammt Frau und Familie und dann unsere täglichen Gäste, der Hauptmann Ziegelheim und noch mehrere Officiere — sorg' nur nicht, es soll lustig hergehen!“

„Was wäre das für ein Zirkel!“ jubelte Olga „aber Papachen, da muß gesorgt werden für die nöthigen Dinge, für Champagner, Caviar, Aufgeschnittenes, einige Spiel Karten, und weiß ich sonst was!“

„Ist schon meine Sache!“ sagte er, mit knellerischer Ueberlegenheit und eilte rasch davon.

„Mamachen, liebes, gutes Mamachen!“ warf sich Olga jetzt um den Hals ihrer Mutter.

„Was willst Du meschugge*) Mädele!“ fragte diese, der das Herz nicht weniger im Leibe hüpfte.

„Meschugge Mädele“ schmollte Olga, sich zärtelnd, „so will ich nicht heißen!“

„Wie denn also?“

„Meinetwegen — tolles Mädel — nur nicht jüdisch!“

„Was willst Du also, tolles Mädel?“

„So sag, nur Mamachen, ist er schön?“

„Wie ein Prinz — kein Zug von einem Juden!“

„Gut hast Du's gesagt, Mamachen!“ jubelte Olga und bedeckte ihre Mutter mit einer Fluth von Küßen. „Kein Zug von einem Juden! — Weißt Du, was ich für diese Nacht ausgedacht, Mamachen?“

„Nun, was schon wieder, tolles Mädel?“

„Einen Christbaum anzuzünden!“

„Was!“ entsetzte sich Ester Jitte, „das ist ja gojisch!“**)

„Gojisch? Du immer mit demselben —“ schmollte Olga, „was ist dran? Wir sind ja in den Weihnachten! — Du bist ja eine gute, liebe, schöne Mama“ fuhr sie schmeichelnd fort und Du willst ja, daß er mein Bräutigam werde — nicht Mamachen?“

„Nu, freilich will ich!“

„Wenn der Christbaum mit allen Lichtern brennen wird, wird er seine Freude daran haben — nicht wahr Mamachen, er hat keinen Zug von einem Juden? Und die Gäste alle, sie sollen es sehen wie es bei uns zugeht und erst er... er...“

„Aber Kind, Du erdrückst mich ja — nun, ich will Dirs schon zu liebe thun!“

„Brav, Mamachen“ jauchzte Olga, „da hast Du dafür einen Kuß und zwei dazu, aber, liebe Mama, Du gehst doch schon den Christbaum kaufen — es giebt keine Zeit zu verlieren!“

„Muß das denn schon jetzt geschehen?“

„Ei freilich schon — da hast Du Hut und Mantille — geh nur rasch, Mamachen!“

Sie half ihr schnell in die Mantille und drängte sie förmlich zur Thüre.

„Aber, liebes Kind“, drehte sich Ester Jitte nochmals bei der Thüre um, „vielleicht lassen wir das doch bleiben?“

„Das ist ja das Wichtigste, Mamachen,“ betheuerte Olga, „bei ihm zu Hause zündet man ja auch einen Christbaum an — nicht wahr, Mamachen, Du willst, daß er mein Bräutigam werde?“

„Nun meinetwegen, ich gehe“, sagte Mamachen ganz überwunden, indeß ihre Hand maschinenmäßig nach der fehlenden Mesuse tastete, wie ein Amputirter nach dem fehlenden Fuße, den er noch zu fühlen glaubte.

Eiligst holte Olga, als die Mutter sich entfernte, verschiedenfarbige Seidenschleifen hervor, bunte Wachslichter, frische Knospen, soeben vom Wintergarten gebracht, und sie machte sich daran die Wachslichtchen mit den Seidenschleifen und Knospen für den Christbaum zu schmücken.

*) Verrücktes.
**) Unjüdisch.

Eine halbe Stunde später langte die Mutter an und hinter ihr ein großer Baum von zwei Dienstboten getragen.

In allen Räumen wurde es reger, man frottirte die Fußböden, ordnete Alles für den Abend her, in der Küche gab es viele rührende Hände. Olga und Mama müheten sich mit der Schmückung des Christbaumes ab.

Inzwischen langte auch Papa an, das Gesicht von allzu raschem Gange geröthet.

„Alle werden sie kommen“ ruft er triumphirend bei der Thüre schon. „Alle und noch mehr — und hier verschiedene Sachen, die ich für den Abend eingekauft habe, nebst jenen, welche die Ladenkommis bald bringen werden!“ Und nun fing er an, ganze Ladungen von seinen Taschen auszupacken, Rosinen, Mandeln, einige Flaschen Champagner, mehrere Schachteln Sardinen, einige Spiel Karten und noch andere Dinge, so daß man vor sich einen zweiten Bosko zu haben glaubte mit tiefen, gar bodenlosen Taschen.

Der Jubel darüber, daß alle kommen werden, war groß — und warum sollten sie auch nicht kommen, alle die guten Gäste? Findet man doch beim Juden immer einen gutbesetzten Tisch und erst wenn es einem von ihnen etwas allzuenge wird, da heißt es: „Herschku Freund, eine kleine Anleihe!“ und Herschku hat für diese Herren immer Spendirhosen an. —

(Schluß folgt.)

Der ewige Kohn.

Ein antisemitisches Kapitel.

Die Sammlerleidenschaft ist eine vielfältige Passion. Selbstverständlich ist sie verschieden je nach Objekten und Vermögen. Dem Einen erlauben es seine Mittel, sich auf gute Gemälde zu verlegen, der Andere muß sichs an Briefmarken genügen lassen. Mein seliger Vetter sammelte Spazierstöcke und Concert-Programme. Die Mucken eines andern meiner Freunde sind Mücken und Käfer und Insekten aller Art und ein dritter meiner Bekanntschaft sammelt — Druckfehler.

Nun und ich — ich habe auch meine Leidenschaft: Ich sammle „Kohns“ . . . . .

Meine vergleichenden Namensstudien haben mich darauf gebracht, daß im Wege wundersamer Flexionen, Häutungen, Abbreviationen, Mauserungen, Elisionen und Augmentationen selbst Paul d'Abrest aus dem Stamme jener Kohns hervorgegangen, die da leiden, wenn sie leben.

Gleichwie auf dem Orgelpunkte, so fußen auch auf dem Namen Kohn die weitestschweifenden Variationen in französischer, ungarischer, deutscher, englischer, czechischer, italienischer, hispanischer, portugiesischer, ja selbst in Negermundart.

Die Franzosen Conneau, der Leibarzt Napoleon's III. und Caën, der bekannte Pariser Bankier, sind rechtschaffene Kohns. Die deutschen Kann, Kahn, Kohnberg, Kohnfeld, Kühn, Konrad, Kohen, Kahen — sie sind alle gleich Kohn. Die englischen Conney, Coningsby und Kenedy = Kohn. Die czechischen Konek, Konopek, Konicsek; die wälschen Conti, Conetti, Caenazzi, Canatulli, Canucci, — tutti quanti Kohn. Die spanischen Conellano, Cona, Concha: sammt und sonders Kohn. Und die ungarischen Kunos, Kunosiy, Kohanyi, Kohari, Kallai sind nicht minder durchweg Kohn.

Und ist es nicht ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß der einzige Kohn echt magyarischen Ursprunges, Graf Geza Kun, ein gründlicher Kenner und hervorragender Pfleger der hebräischen Sprache ist?

Einer der urwüchsigsten und kernigsten deutsch-österreichischen Schriftsteller, Ferdinand Kürnberger, hat sich an „Kohn“ den Tod geholt. Mein Freund Hevesi hat die Geschichte vor einigen Jahren im „Pester Lloyd“ erzählt:

Eines Herbstnachmittags saß Kürnberger in der Rosner'schen Buchhandlung und blätterte in den Prachtwerken für den Weihnachtstisch. Da trat ein Artillerie-Offizier mit einer prononcirt orientalischen Nase im Gesichte in den Laden und wählte einige in sein Fach schlagende Werke.

Nachdem er sich entfernt hatte, fragte Kürnberger den Buchhändler mit lebhaftem Interesse:

— Wer ist dieser Heer?

— Das ist Hauptmann Holden, erwiderte Rosner.

— Holden? Hm! Hat der Mann immer so geheißen?

— Fällt ihm nicht ein! Früher hat er Kohn geheißen.

— Kohn! murmelte Kürnberger betreten vor sich hin und blätterte weiter in den Büchern.

Ueber eine Weile kommt ein bildhübsches junges Mädchen zur Ladenthür hereingeflattert und reklamirt die jüngste Nummer des „Bazar“. Während der Gehilfe im rückwärtigen Laden das Gewünschte herauskramt, bemüht sich Rosner, seine reizende Kunde galant zu unterhalten. Kürnberger betrachtet vom dunklen Winkel aus unter seinen buschigen Augenbrauen hervor die schlanke Gestalt und horcht mit Interesse auf das Gespräch. Die glockenhelle Stimme der jungen Dame muthete ihn sympathisch an und er hatte seine Freude an ihrer Art, die ein anziehendes Gemisch von weiblicher Zurückhaltung und mädchenhafter Heiterkeit war. Als das schöne Fräulein mit seinem Bazar sich empfohlen hatte, da fragte Kürnberger mit noch regerem Interesse, wer denn das herzige Kind sei?

Das war Fräulein Hardenberg . . . . ehemals Fräulein Kohn, erwiderte der Buchhändler lächelnd. Sie bildet sich zur Sängerin aus; entschieden ein großes Talent. Als Fräulein Kohn war sie um ihre Carrière besorgt, daher hat sie sich den breit ausklingenden Namen beigelegt.

Kürnberger war sichtlich betroffen. Es kamen noch mehrere Kunden, aber er wagte nach keinem Namen mehr zu fragen. Die höhnische Laune des Zufalls fügte es, daß sich unter den Kommenden und Gehenden noch drei oder vier Köhne fanden.

Den Schriftsteller überkam eine eigenthümliche Unruhe, Rosner bemerkte neckisch zu ihm:

„Sonderbar! Wissen Sie denn nicht, Herr Doktor, daß ich selber früher auch Kohn geheißen habe? Und wissen Sie nicht, daß eigentlich jeder Mensch ehedem Kohn geheißen hat, daß Ihr Urahnherr jedenfalls auch ein Kohn gewesen ist?“

Der ohnehin düster veranlagte Kürnberger war von dieser Aeußerung tief erschüttert. Er verfiel fortan in Melancholie und starb nachmals mit der fixen Idee, er heiße Kohn. —

Es giebt sogar einen portugiesischen Kohn; und zwar ist dies einer der hervorragendsten Männer der Landesgeschichte. Dom Diago Caon, auf gut deutsch: Herr Jakob Cohn, der Entdecker von Congo.

Ich sammle also Kohns, Kohne und Köhne und mein Auge ist auf diesen Sport so gut gedrillt, daß mir in einer ganz unbekannten Gasse, in einer ganz fremden Stadt dieser Name unter vielen hundert Tafeln und Aufschriften zu allererst auffällt. Als ich eines Abends über den Hauptplatz von Bayreuth spazierte, schimmerte mir, vom Silberglanze des Mondscheines übergossen, vor Allem der trauliche Kohn entgegen. Wo immer ich herumkomme, es läßt mich nicht ruhen, bis ich mir nicht wenigstens einen Kohn für meine Sammlung an die Nadel gespießt habe.

Verstimmt durchwanderte ich im letzten Sommer die Straßen von Stuttgart. Ich mochte nach allen Seiten hin auslugen so scharf ich nur immer konnte: ich fand keinen Kohn. Was sollen mir die Bildergallerie des Königsschlosses und die orientalischen Wunder der Wilhelma! Was frommt mir der Stolz der schwäbischen Küche, das köstliche Gericht der Spätzle mit Sauerkraut! Was habe ich mit den schwarzen Schwänen auf dem Teiche des Parkes, was mit all' den sonstigen Sehenswürdigkeiten der Residenz zu schaffen! Ich brauche meinen Kohn und kann ich keinen Kohn mir finden, dann: viam diemque perdidi! Der unerbittliche Baedeker lenkte meine Schritte nach dem alten Palais; dort sollte ich in der Kapelle das Altarbild, ein Werk des großen Klappermann, bewundern und mit schuldiger Ehrfurcht die Bank anstaunen, in welcher — nach Varnhagen — die allerhöchsten Herrschaften dem Höchsten ihre Dankesopfer darbringen . . . Da — im Dunkel der Thoreinfahrt leuchtet mir von einer kleinen Thür ein Täfelchen mit der Aufschrift in güldenen Lettern entgegen: „Sebaldus Trauhold Köhnlein, k. Kellermeister.“

Nun hatte ich endlich meinen Kohn, wenn er auch nur ein Deminutivum war. Befriedigt spießte ich ihn zu den anderen.

In Darmstadt vermochte ich mir nur ein einziges Stück aufzutreiben und auch dieses war ein schwächliches Exemplar, seines Zeichens ein Hausirer. Selbstverständlich prangte sein Name nicht auf einer Firmatafel, ich mußte ihn mühselig aus dem Adressenbuche zu Tage fördern. Er pflegt am „langen Tage“ über den reichen Banquier Oppenheim den Segen zu sprechen. Was will der urälteste ungarische Adel unserer Kölcseys und Szemeres besagen gegen den altjüdischen Adel eines Kohn! Was war dieses Geschlecht in den Tagen der heiligen Vorzeit! Sie waren die Aristokratie des auserwählten Volkes Gottes; sie waren die mächtige Klasse der Hohepriester, der Minister und Satrapen, durch gemeinsames Interesse und feste Disziplin davor gefeit, daß Andere Bresche legen in ihre stramm gefügten Reihen. Fürwahr, große Herren waren sie! Ist doch die Verwandtschaft zwischen dem persischen Khan und dem hebräischen Kohn eine augenfällige.

Und heute? In alle Welt zersprengt und zerstreut, mit Füßen getreten, gebeugt, aber ungebrochen, besteht das alte Geschlecht aufrecht heute wie ehedem. Der erbarmungslose Hohn fand den Kohn in jedem semitischen Antlitz, er erblickte das Abbild seiner Beine in jedem Säbel und in jeder gebogenen Latte; er las seinen Namen in alle alten und neuen Idiome hinein und scheuchte die Menge von den Repertorien des universellen Wissens mit dem Witze zurück: dieselben seien Kohn hinten und vorn, nämlich Konversations-Lexikon und der Wiener Journalistenverein mache seinem Namen alle Ehre: er sei eine wahre Cohncordia. Es war der Witzeleien kein Ende und ist's noch nicht bis auf den heutigen Tag. Der ewige Kohn.

Denn Kohn duldet, Kohn ist ausdauernd, auf Kohn hagelt es seit tausend Jahren und darüber Hieb und Schlag; und weil er unter ihrer Wucht nicht zusammenbricht, härten und stählen, läutern und kräftigen sie ihn.

Ei Kohn, du Jude du! Magst dich nicht magyarisiren, gelt?! Und der Kohn rafft sich auf und nimmt einen magyarischen Namen an. Er wird Magyar an Geist und an Zunge; er verlegt sich auf Sprachforschung, er verfaßt die anerkannt beste ungarische Grammatik, er schreibt Theaterstücke nnd Verse voll glänzender Poesie in magyarischer Sprache.

Ei du säbelbeiniger Kohn, du Feigling du! Mit dir sollen wir in der Civilehe unser Blut vermengen?! . . . Und Kohn eilt auf den Turnplatz und trainirt seine schwammigen Muskeln zur Härte des Stahles; er lernt schießen, er erscheint auf allen Fechtböden und Mensuren und kreuzt seine Klinge mit jenen der gefürchtetsten Raufbolde.

Ei du Kohn, nichtsnutziger Junge du! Wen Du morgen deine Lektion nicht fehlerlos weißt, wirst du ausgestoßen! — Der kleine Kohn ist so ein „puer mediocris“, nicht besser und nicht schlechter, als die anderen, die alle um ein gut Stück weniger lernen, als er; aber sie kommen mit heiler Haut durch die Klasse, weil der Herr Lehrer ihnen wohlwill; den kleinen Kohn aber verabscheut er, den blöden, sommersprossigen rothhaarigen Jungen. — Und nun wirft sich der kleine Junge, der Kohn, in seinem nagenden Schmerz mit aller Kraft auf's Lernen und erlernt bis morgen früh, und bis zu jedem Morgen sein Pensum so, daß ihn beim Auffagen kein Orkan aus dem Context bringen könnte. Er war gezwungen, ein tüchtiger Student zu sein, Dank der Abneigung des Herrn Professors.

So ist's! Der Kohn muß der Correkteste von Allen sein, sonst ist er auch schon der ärgste Schurke; er muß der Strebsamste sein, sonst ist er der größte Taugenichts.

Im vierten Stocke des Nachbarhauses wohnten vor Jahren zwei Judenjungen in einer Stube und schliefen in einem Bette. Im Ofen hatten sie kein Feuer, so suchten sie einander in dieser Weise warm zu halten. Moriz war ein braunlockiger Bursche, Heinrich ein Rothkopf. Und er hatte, weiß Gott, mehr als genug zu leiden dessenthalben; es frommte ihm auch nicht, daß er immer und immer wieder versicherte: wenn er auch rothes Haar habe, sein Herz sei deshalb doch gut.

Moriz lachte ihn aus.

Wie willst Du ein gutes Herz haben mit diesem rothen Haar! „Rother Hund und rothes Pferd und rothe Menschen sind nichts werth!"

Stell' mich auf die Probe! rief Heinrich.

Gut denn! Ich bin eben sehr durstig; hole mir Wasser vom Brunnen.

Vier Stock hoch . . . . die Treppe finster . . . . eine grimmig kalte Winternacht. An Heinrich sträubte sich jedes Stämmchen seines rothes Haares empor — aber er stand vom warmen Bette auf und schickte sich zu dem Gange an. Er hüllte sich in die dünne blaue Bettdecke, tappte sich über die Treppe in den Hof hinab, schöpfte am Ziehbrunnen die Flasche voll, stieg wieder hinauf und reichte dem lachenden Moriz zähneklappernd das Wasser; dann faßte er sich grimmig am Kopfe und rief weinend vor Erbitterung:

Warte du! Hätte ich nur keine rothen Haare! — —

Es ist, als ob jeder Kohn, jeder Jude rothhaarig wäre. Er muß der Vollkommenste sein, um nicht für den Allerschlimmsten zu gelten.

Ich bedauere ihn, ich tröste und ermuthige ihn und dulde mit ihm. Oft will sich tiefe Entrüstung und Grimm meines Herzens bemächtigen; allein ich dränge die Bewegung zurück und hoffe. Auch diese Drehkrankheit wird ja vorübergehen und der „ewige Kohn" endlich zur Ruhe kommen!

Budapest. Porzo.

Allerlei für den Familientisch.

Emilio Morpurgo.

Italien und besonders die italienische Judenheit hat durch den Tod Emilio Morpurgo's (starb 49 Jahre alt am 15. Februar in Padua) einen herben Verlust erlitten. Morpurgo war einer von jenen auserwählten Geistern, die nicht nur die Ehre ihres Vaterlandes, sondern der ganzen Menschheit sind. Er war Abgeordneter im Parlament, Gemeinderath von Padua, Professor der Statistik an der Universität von Padua, Mitglied vieler Akademien und Gesellschaften. Unter Minghetti hatte er das Amt eines Generalsecretärs im Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel bekleidet; er war ferner Rector der Universität in Padua gewesen, Referent in der Kammer für das Budget des öffentlichen Unterrichts u. s. w. Unter seinen Schriften haben „die Statistik und die socialen Wissenschaften" (la statistica e le scienze sociali), „der technische Unterricht in Italien" (l' istruzione tecnice in Italia), „die Demokratie und die Schule" (la democrazia e la scuole) u. a. weit über Italien hinaus Bedeutung und Anerkennung erlangt. Außerdem war er Verfasser einer großen Anzahl von Studien und Essays in italienischen und ausländischen Zeitschriften ersten Ranges. Als Professor wurde er von seinen Schülern hoch verehrt; unter den Deputirten war er einer der gelehrtesten und der beredtesten; als Schriftsteller gediegen und scharfsinnig; als Mensch groß und bescheiden zugleich. Sein Andenken wird auch außerhalb seines engeren Vaterlandes stets in Ehren bleiben. Dr. S. S.

Kleine jüdische Charakterzüge.

Von Hp. Rk. in Brandenb.

20. „Richtige" und „falsche" Sch'korim (Lügen).

So geläufig und heilig stets das Wort der Thora: Vom Wort der Lüge halte Dich fern! (2. M. 23,7) und das Wort des Talmuds: Das Siegel des Heiligen — gelobt sei er! — ist Wahrheit. (Sabbat 55 a und öfter) sowie ähnliche Sprüche den Juden waren, ebenso verhaßt und widerwärtig waren ihnen Lügen und Lügner. Diese werden in mancherlei Anekdoten verspottet, deren eine hier Platz finden möge:

Reb Leib, ironisch der Isch Emes (Mann der Wahrheit) genannt, war Kaufmann. Er reiste alljährlich einmal nach Leipzig, um Waaren einzukaufen, und wenn er heimkehrte, versammelte sich in seinem Hause Jung und Alt, um von ihm Leipziger Chidduschim (Neuigkeiten) zu hören. Wohl wußte man, daß sie alle erlogen seien, aber man ergötzte sich an der eigenartigen, grotesken Darstellung, die gewöhnlich stürmische Heiterkeit, ja geradezu zwerchfellerschütterndes Gelächter provocirte. Einst reiste Reb Leib wieder nach Leipzig, erkrankte aber unterwegs und mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren. Alsbald kam wieder Jung und Alt, um Leipziger Chidduschim von ihm zu hören. Reb Leib aber sagte, daß und warum er diesmal garnicht in Leipzig gewesen sei. Erzählt uns dennoch, Reb Leib — so bat Alles — es sind ja doch immer nur Sch'korim gewesen, was Ihr uns sonst erzählt habt. Jawohl, erwiderte der Angeflehte, es sind nur Sch'korim, „richtige" Sch'korim gewesen, und solche allein erzähle ich; da ich aber diesmal nicht in Leipzig war, fürchte ich, „falsche" Sch'korim zu erzählen — Dinge, die sich dort wirklich diesmal zugetragen haben können.

Gedichte.

Pharaoh's Geburtstag.*)

Von Dr. Immanuel Deutsch, Sohrau O.-Sch.

Welch' ein Rauschen, welch' ein Wogen
Geht durch Pharaoh's Palast?
Sind doch selbst von Fern gezogen
Fürsten bei ihm ein zu Gast.

Mit Geschenken, auserkoren,
Huld'gen prunkend sie und laut
Heut' dem Tag', da er geboren
Und zuerst die Welt geschaut.

Die Genossen kommen alle,
Die die Fürstenkrone ziert.
Fassen kann sie kaum die Halle,
Die das Fest heut' hergeführt.

Unter diesen Fürstenschaaren
Finden sich zwei Brüder ein,
Stirngefurcht und reich an Jahren,
Ohne Gaben, groß und klein.

Dem Gebieter ward verkündet:
„An der Pforte, beim Palast
„Sich ein Paar von Greisen findet,
„Bittet heut' sich dir zu Gast".

„„Nahen sie mit Festgeschenken? —""
Fragt der König mit Begier.
„Nein, daran ist nicht zu denken,
„Nicht zu seh'n der Gaben Zier."

Ob der Antwort ganz beklommen
Pharaoh darauf gebeut:
„Laß zuletzt sie vor mich kommen
„In der Festschaar dicht gereiht".

Schon entled'gen sich der Gaben
All' die Fürsten, groß und klein;
Doch die Brüder — was wohl haben
Sie zu reichen, sie zu weih'n?

Frei sie sprechen zum Gebieter:
„Gott hat uns zu dir gesandt,
„Der Hebräer Hort und Hüter,
„Geh', entlass' sie aus dem Land —

„Die zur Ungebühr du knechtest,
„Peinigst schwer durch harte Qual.
„Ihr Beschützer mit dir rechtet
„Denk' an deiner Sünden Zahl."

Auf fährt nun in frevlem Spotte
Pharaoh, von Zorn gebläht:
„Kommt es zu denn diesem Gotte,
„Daß am Festtag er mich schmäht?

„Der Hebräer Gott ihr nennet.
„Nie hab' ich von ihm gehört,
„Der den Fürstenbrauch nicht kennet,
„Kein Geschenk mir heut' bescheert.

„Kenn' ich doch die Götterhelden
„Aller Völker, groß und klein.
„Nie noch hörte ich je melden,
„Wer der Sklaven Gott könnt' sein?

„Schlaget auf die Götterrollen,
„Sucht, ihr Weisen, recht genau!
„Kann der Sklaven Gott mir grollen?
„Ob den Boten ich wohl trau'?"

Und sie suchen mit Behagen
Den Hebräergott im Buch
Müssen arg sich dabei plagen.
Auf der Arbeit ruht der Fluch.

Arg sie kommen in's Gedränge;
Denn gescheitert ist die Müh'.
Götter fanden sie in Menge,
Den Hebräergott doch nie.

Amram's große, weise Söhne
Herrscht der König spöttisch an:
„Euren mächt'gen Gott ich höhne,
„Den kein Buch mir nennen kann."

Es erwidern ihm die Greise:
„Wir bedauern dich, o Thor!
„Sieh', es müht auf diese Weise
„Eitel sich der Priester Chor.

„Nicht bei falschen Wahngebilden
„Zeigt sich der Hebräer Hort.
„Auf der Erde Lustgefilden
„Und im Himmel ist sein Ort.

„Leben ist sein Reich und Wahrheit.
„Deine Götzen, sie sind todt.
„Fesseln löset er in Klarheit
„Seinen Kindern in der Noth.

„Späh' nicht in dem todten Buche,
„Schau zum Aether, licht und klar —
„Und im Raum der Wellen suche
„Unsern Gott, der einzig wahr!"

*) Nach Midrasch Talkut Schemot Nr. 175.

Der Mutter Ahnung.*)

Von Lehrer A. Speier in Heinebach.

Schon war nah' die Mitternacht,
Alles schläft schon, keiner wacht.
Nur im Bett ein Mütterlein
Kann nicht schließen die Augen sein,
Gedenkt des Sohnes in ferner Stadt,
Der längst schon nicht geschrieben hat.

„Warum schreibt nicht der Liebling mein?"
Mit diesen Worten schläft es ein.
Es sieht den Liebling nun im Traum,
Wie er im Fluß, bedeckt mit Schaum,
Wie wild das Haar den Kopf umwallt,
Das Auge zu, die Lippe kalt.

Da — horch! ein Pochen an der Thür
„Wer ist da? und was wollet Ihr?"
„Eine Depesche bring' ich in Hast,
Macht nur auf Schlimmes Euch gefaßt!"
So spricht der Bot' zum Mütterlein
Und tritt dann schnell in's Haus hinein.

O, armes, gutes Mütterlein —
Du liesest jetzt den Todtenschein
Von Deinem Sohne brav und gut,
Den man gestürzt in Wasserfluth,
Den man gefunden in der Ill,
Das Aug' geschlossen, den Athem still.

Keine Thrän' dem Mütterlein entfällt
Es hält sich tapfer wie ein Held;
Denn für solch' herben Seelenschmerz
Hat Thränen nicht das Mutterherz.
„Du gabst ihn mir, Du nahmst ihn mir
Gepriesen seist Du für und für!"

Rachab.

Nach einer Talmudstelle von M. Sp. in A.

Ueber heilge Schriften sinnen,
Um Erkenntniß zu gewinnen,
In Gemeinschaft die Rabbinen,
Als beim eifrigen Dispute
Nun ein Greis mit ernsten Mienen —
Nicht im Jugendübermuthe —
In schier wunderbarer Weise
Redet einem Weib zum Preise:
Er erzählt von Rachabs Schöne,
Wie sie alle Schönheit kröne;
Er vergleicht sie mit der Sonne,
Andre Frauen nur den Sternen,
Die bei heller Tageswonne
Sich dem Menschenblick entfernen;
Er vergleicht sie mit dem Golde,
Das des Alters Rost nicht schändet —
Und so hat er auf die Holde
Noch manch Gleichniß angewendet,
Bis er mit den Worten endet:
„Niemand noch sie je erblickte,
Dem sie nicht das Herz bestrickte,
Die nur ihren Namen nennen,
Schon vor Lust und Liebe brennen!"
— Und ein junger Rabbi schüchtern
Hat das Schweigen nun gebrochen:
„Hab' das Wort schon oft gesprochen,
Aber blieb doch stets noch nüchtern!"
„Freund, ihr mögt mirs frei gestehen,
Ihr habt Rachab nie gesehen!"
Sagt der Alte lächelnd, leise, —
Und sie nicken all' im Kreise.

Leeres Wort soll euch nicht meistern,
Kenntniß nur kann recht begeistern.

Eine alte Liebe

Er liebte sie, als noch jung er war,
Jetzt liebt er sie mit grauem Haar.
Sie aber ist kalt und fühllos geblieben,
Hat nicht erwiedert sein Sehnen und Lieben.
Doch spricht er noch sterbend: „O bringet sie her,
Bald ist es vorbei — ich küss' sie nicht mehr".
Man bringt sie — und glühend mit heißem Kusse
Küßt Rabbi Menachem die alte Mesusse.

*) Nach einer wahren Begebenheit.

Nicht thut's der Weg, das Ziel thut's nur.

Von J. Cornelius in Rotenburg a./F.

אל תרגזו בדרך!

Zur Bohne sprach der Hopfen eben:
„Mein lieber Freund, was muß ich sehn?
Grundfalsch ist ja dein ganzes Streben,
Du gehst ja links, statt rechts zu gehn!*)

„Sieh' nur auf mich, dann kann's nicht fehlen,
Nur immer rechts geht meine Bahn;
Und wirst Du meine Bahn nicht wählen,
So hast Du dran nicht wohl gethan!"

Drauf sprach die Bohne ganz bescheiden:
„Ob rechts, ob links, 's ist einerlei,
Der Weg geht aufwärts ja uns beiden,
Ob auch der Weg verschieden sei." — — —

So streiten sich die Menschen leider,
Wes Glaube wohl der rechte sei,
Und streitend wird die Kluft stets weiter
Und reißt der Liebe Band entzwei.

Die schlichte Pflanze will uns werden
Ein mahnend Bild in der Natur:
Ob links, ob rechts wir gehn auf Erden:
Nicht thut's der Weg, das Ziel thut's nur! —

*) Anm: Bekanntlich windet sich die Bohne links und der Hopfen rechts.



Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Silbenräthsel.

Von M. Lipschitz in Konitz.

Aus folgenden 41 Silben sind 17 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Fest, deren Entbuchstaben, von oben nach unten gelesen ein Elternpaar nebst einem ihrer Söhne, der die Hauptrolle bei diesem Feste spielt, bezeichnen. Die Silben lauten: a, bam, ber, bi, bo, co, dom, e, e, el, el, ga, i, iab, ka, la, lech, li, lo, ma, me, me, mus, na, ne, nim, nis, ram, rod, ri, ru, sa scham, se, si, stern, tam, tob, ul, up, zim.

Die Worte bezeichnen:

1. Stadt Schwedens.
2. Nachkomme Abrahams.
3. Fluß in Preußen.
4. Männlicher Name im 1. B. Sam.
5. Berühmter jüd. Gelehrter.
6. Berühmter Mischna-Lehrer.
7. Fluß Italiens.
8. Mannesname im Buche Ruth.
9. Stadt in Judäa.
10. Stadt in Basan.
11. Baum.
12. Gewaltiger Jäger.
13. Berg in Palästina.
14. Stadt in Judäa.
15. Jüdischer Monatsname.
16. Deutscher weibl. Eigenname.
17. Gewürzart.

II. Deutsches Homonym.

Von Fräulein Emilia Pflücker in Breslau.

Ein Land, nach dem ein Volk genannt,
Das aus der Bibel wohlbekannt,
Und gegen das selbst Zebaoth
Gekämpft, als Israel in Noth.
Jetzt trägt den Namen noch ein Mann,
Deß Buch kein Weib entbehren kann;
Er lindert Schmerzen, lindert Pein,
Ist Menschenfreund für Groß und Klein.

III. Drei hebräische Homonyme.

Von C. in R.

Drei Thiernamen wollt mir sagen:
Ein Thier, das oft bei Festgelagen,
Eins, das weilt, wo Schmerz und Zagen,
Ein Drittes, gut beim Lastentragen.
Um Euch nicht zu sehr zu plagen,
Könnt in „Sch'mini" ihr's erfragen;
Es dürfen in des Juden Magen
Sich alle drei hinein nicht wagen.

IV. Hebräisches Wort-Räthsel.

Von J. Czapski in Koschmin.

Am Passah-Feste es gemieden werden muß,
Doch rückwärts gelesen steht's frei zum Genuß,
Einst bringt es den Völkerfrühlingsgruß,
Dann endet auf Erden Haß und Verdruß.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.